

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 117.

Freitag, 21. Mai.

1915.

Klippen.

Nachdruck verboten.

(24. Fortsetzung.)

Roman von Helene Scheide-Geller.

Sie langweilte sich nicht mehr — verlangte nicht, wie früher, nach Abwechslung und Zerstreuung. Hatte — und das war wohl das Bitterste gewesen — hatte die schweren Monate an der Seite des finsternen Mannes ertragen, war weggereist, wenn sie fühlte, daß ihr Anblick die alten Wunden immer wieder in ihm aufriß — war zurückgekehrt, wenn sie dachte, daß er sie vielleicht brauchte.

Und immer ward ihre Hoffnung getäuscht. Immer fand sie denselben kalten, gleichgültigen Mann vor, für den ihr Herz brannte — und von dem ein eisiger Strom sie trennte.

Sie, die Schwache kämpfte das durch. Hielt stand. So groß war die Liebe, die in Leid und Kneue zum Leben in ihr erwacht war.

Sie sehnte sich nur nach ihm — dachte nur an ihn — lebte nur für ihn.

Jetzt sah er es und staunte.

Sehte sich erst zur Wehr — gab sich aber dann langsam dieser Erkenntnis hin.

War es möglich? Hatte sie gelitten und war darum so blaß geworden?

Gab ihr die Liebe, die keine Erwiderung fand, diesen heißhungrigen Ausdruck in den Augen?

Die Fragen pochten an ein gepanzertes Herz, so lange, bis sie Eingang gefunden hatten.

Es war darüber Sommer und Herbst geworden.

Sie hatten das Rauental verlassen und waren nach Berlin zurückgekehrt.

Da begannen sie beide ans Werk zu gehen — mit weichen Herzen und zitternder Hand, die Luft zwischen ihnen zuzubauen.

Oft hielten sie inne — legten nutzlos den Spaten zur Seite und seufzten: „Es wird wind nie werden!“

Die Sehnsucht nach Hilbe lähmte seine Kraft.

Es gab Stunden, da die Leidenschaft mit verdoppelter Gewalt erwachte und an seiner Seele rüttelte, als wolle sie sich rächen an dem Mann, der es wagte, sich mit ihr zu messen, — da die Erinnerungen gleich aufgeschauhten Vögeln ihn umflatterten und ihm Schlaf und Ruhe raubten.

Dann ging er finster in sich geföhrt einher — und Erna wußte: „Nun denkt er an die andere — er wird sie nie vergessen — mich nie wieder lieben können.“

Wie sie dann litt!

Wie sie fühlte, daß trotz allem Schatten zwischen ihnen blieben, die vielleicht nie weichen würden.

Sie hatte gehofft, mehr als Mitleid und Bärtlichkeit zurückzugewinnen — wußte nicht, daß erstorbene Liebe nie mehr zur alten Kraft im Herzen eines Mannes aufstehen kann.

Mit der Vergangenheit hatte sie gebrochen, und das-selbe von ihm erwartet.

Hatte nicht geglaubt, daß jahrelang die Liebe an ihm zehren und der Gedanke an ihre Schuld ihn folgen würde.

Jetzt mußte sie es erleben. Erkennen, daß bei allem guten Willen das Geschehene doch nie ungeschehen gemacht werden kann und graue Spuren zurückbleiben, die aus der Vergangenheit in die Zukunft sich hinüberziehen und nie ganz verblassen.

Hans Reimer und Hilbe Roswald blieben Gespenstern gleich in dem neu erbauten Haus und suchten es immer wieder heim.

Keiner von beiden traute sich die Namen auszusprechen — aber jeder trug sie im Herzen mit sich und wußte, daß sie in der Seele des anderen tief eingegraben waren.

In ein solches Haus kehrte das Glück nicht mehr lächelnd und leichtfüßig ein. Man muß es der Vergangenheit abringen und an sich reißen.

Sie wußten es beide. Ließen den Sturm vorüberlaufen und griffen wieder zum Spaten.

Wochen und Monate gingen darüber hinweg. Doch immer wieder ward frischer Boden gewonnen, ward bald von dem einen, bald von dem andern ein neuer Stein zum Bau der Brücke gebracht.

Röschen hielt Wort, und durch all das Kämpfen und Ringen dieser Zeiten begleiteten ihn ihre Briefe.

Mit jedem Jahr wurden sie länger und mit jedem Briefe konnte er tiefer in ihre Seele schauen und deutlicher die Wandlung des kindlich sorglosen Herzens in das warm pulsierende Leben des heranwachsenden Mädchens verfolgen.

Immer reicher sah er ihre jungen Kräfte sich entfalten, und immer lauter klang um ihn her der Wiederhall einer hellen Kinderstimme und eines reinen Kinderlächelns und bevölkerte die Stille seines Arbeitszimmers.

Als drei Jahre vergangen waren, schrieb auch die Mutter ab und zu einige Worte. Er fühlte aus ihren Zeilen, daß sie den ersten großen Schmerz verwunden und sich in ihre Einsamkeit hineingefunden hatte, und daß sie nun ihre ganze Liebe auf das Kind konzentrierte.

Erst tat es ihm weh — er wäre vielleicht eifersüchtig geworden, hätte ihm nicht das Kind so nahe gestanden. Er hing mit derselben starken Liebe an Hilbe Roswald; aber aus dieser Liebe wuchsen langsam, wie die jungen Purpurtriebe an den Lammern, die zarten, innigen Gefühle für das Kind.

Auch er schrieb lange Briefe und erzählte von seinem Leben und seiner Arbeit, und so wurde ein neues Band geknüpft, das ihn mit dem Kind mehr noch als mit der Mutter verband.

Als Erna merkte, welch friedbringenden, aufhellenden Einfluß Röschen auf ihn ausübte, versuchte sie, ihn auch dafür Verständnis und Interesse entgegenzubringen, sich mit ihm an dem immer mehr sich entwickelnden Maler-talent des Mädchens zu freuen und die Zeichen- und Maler-talente zu bewundern, die es ihm von Zeit zu Zeit zusandte.

Das war vielleicht der größte Beweis von Liebe, die sie ihrem Manne geben konnte, und in diesem Dränge

hemmte sie nicht, wie in dem Gedanken an Silbe, eine unüberwindliche Eifersucht.

Er merkte es bald und ward ihr dankbar dafür.

So kam es, daß auch in ihm die versöhnenden Gefühle zu seiner Frau immer mehr Raum gewannen und sie hoffen durfte, daß einmal die Zeit kommen könnte, wo die Brücke zwischen ihnen ganz zugebaut sein würde.

Doch eines Tages schien es, als sollte sie jäh einstürzen und wieder durch ein plötzliches Gewitter die Arbeit von vier langen Jahren vernichtet werden.

Ethel wollte bei ihnen zu Besuch. Sie, Erna und Rickling waren zu Frau Crosens „Jour“ gegangen. Erna, die es bisher immer wieder durch neue Ausflüchte und Entschuldigungen möglich gemacht hatte, nicht mehr in das Haus zu gehen, in dem auch Reimer verkehrte und dem sie dort hätte begegnen können, konnte nicht ausweichen.

Sie bemühte sich auch damit, daß sie bei einem Besuch kaum Gefahr lief, mit Reimer zusammen zu kommen.

— Frau Crosens „Jour“ bot immer dasselbe bewegte, bunte Bild, ganz wie die Gesellschaften, die sie gab. Menschen aus allen Kreisen, allen möglichen Ständen, die hier sich zusammenfanden, um einen Augenblick die Kälte zu vergessen, die draußen einem ins Gesicht schnitt, und sich an dem geschmackvollen Luxus ihrer Räume, dem Duft der Südblümen zu freuen. Sich an der Wärme einer Tasse Tee zu erquicken, die man zwischen zwei Fingern hielt und stehend — sitzend — plaudernd — lachend austrank.

Jrgend wie hatten diese „Jours“ einen eigenen Reiz, gerade wie alles, was Frau Crosen sagte, tat, ins Leben rief. Jeder verkehrte hier gern. Die Sorgen ließ man draußen und wurde gleich beim Betreten des Hauses durchdrungen von etwas Warmem — Wohligen — Kosendem, das zwischen den weichen Teppichen, Kissen und Polstern saß und zum gemüthlichen Plaudern lud.

Man kam — man ging — ohne lange Begrüßungs- und Abschiedsformeln. Gruppierte sich nach Sympathien, bald um Frau Crosen, bald um kleine Tische, die in allen Ecken verstreut waren. Sie besaß die Kunst, liebenswürdig zu sein. Darin lag vielleicht das ganze Geheimnis ihrer Erfolge. Sie verstand es immer, in dem anderen die verwandten Saiten anklängen zu lassen — einem Menschen, den sie kaum den Namen nach kannte, so zu begegnen, als sei er ein Freund und ihn nie leer ausgehen zu lassen — immer ihm etwas mitzugeben von ihrem Geist und ihrem Wesen.

Für die fröhlich sprudelnde Ethel, die sie durch Ricklings kennen lernte, hatte sie immer eine besondere Reizung gehabt.

So saßen sie in lebhaftem Gespräch nebeneinander mitten im immer wieder wechselnden, auf- und abflutenden Kreis der Besucher. Ganz in ihrer Nähe Erna und ihr Mann, die sich mit anderen Bekannten unterhielten.

Eben glitt das Gespräch auf den in den vergangenen Tagen gestorbenen Maler Israëls, und die Unterhaltung, die alle interessierte, wurde allgemein.

Man sprach von seinen Gemälden, die so ergreifend wirkten, weil sie das Leben darstellten, das Glend der Armen und Niedrigsten, das er selber gesehen, über das er selber geweint hatte.

„Er fühlt, was er malt — das ist seine Kunst“, meinte Frau Crosen.

Ethel erzählte, sie habe ihn vor einigen Jahren — während eines Sommeraufenthaltes in Scheveningen — in einem Konzerte gesehen. Es hätte geheißen, er liebe die Musik fast so sehr wie den Pinsel.

„Dort steht Israëls“, hatte Erna gesagt und auf die gegenüberstehende Zuhörerreihe gewiesen.

Sie hatte erst lange gesucht, ohne ihn zu entdecken, weil sie ihn sich als einen Holländer, als einen großen, kräftigen Mann vorgestellt hatte. Endlich fand sie ihn

und sah den kleinen, schwächtigen Mann mit dem schmalen Gesicht und weißen Bart, der mehr irgend einem Meergerais als dem Schöpfer großer Werke glich.

„Aber“, fuhr sie fort, „als ich in die Augen schaute, da verstand ich, daß es Israëls war, den ich vor mir hatte. Die Augen lebten — glommen — flammten — strahlten die nie gesättigte Seele und den nie ruhenden Gedanken aus —“

Sie schaute auf Erna, als suche sie eine Bestätigung ihrer Worte.

Doch Erna sah sie nicht.

Sah mit vor Angst verdunkelten Augen auf Reimer, der eben in den Salon hineingetreten war.

Also — das Unglück mußte doch kommen — es sollte keinen Frieden für sie geben —

Die Hand, die die Teetasse hielt, zitterte ein wenig. Aber keiner hatte es bemerkt, nicht einmal Ethel, nur Reimer.

Der hatte sie sofort erblickt. Wie ein Magnet hatten ihre Blicke ihn angezogen. Er las in ihren Augen die Todesfurcht eines geheuten Wildes, das sich plötzlich vom Wege der Rettung abgesperrt sieht.

Er zuckte zusammen.

Ein Augenblick nur. Dann hatten sie sich beide gefaßt.

Mechanisch schritt er durch den Raum. Man stand er vor Frau Crosen und begrüßte sie, und dann vor Erna — fühlte die bebende kleine Hand in der seinen — und dann begrüßte er Rickling — und dann Ethel, die Frau Crosen eben vorstellen wollte, und hörte sie sagen:

„Wir kennen uns schon. Wir haben Herrn Reimer gesehen, als wir vor einigen Jahren in Scheveningen waren.“
(Fortsetzung folgt.)



Wahre Ruhe ist nicht Mangel an Bewegung; sie ist Gleichgewicht der Bewegungen.
Freudtzerleben.

Der Tanz der Milliarden.*)

Von Dr. Hermann Friedemann.

Wer in diesen Monaten einiges über Kriegskosten erfährt, wird von Riesenzahlen beläubt. So ungeheuerlich sind die Summen, die er nennen hört, daß sie ihn fast schon wieder gleichgültig lassen. Sie haben die Anschaulichkeit verloren; und vor dem Geslir der Nullen hört für den Unkundigen zwischen Milliarden und Millionen der Unterschied auf. . . Wie können diese Fabelsummen jemals aufgebracht werden? Und wiederum: was spüren wir von ihrer übergroßen Last? Denn seltsamerweise scheinen die Kriegskosten um so weniger drückend zu werden, je maßloser sie anwachsen. Die Kriegsarbeit wird gut bezahlt, die Anleihen tragen hohe Zinsen, das Geld bleibt „im Lande“. Wer verliert eigentlich die vielen Milliarden, die rechnungsmäßig für Kriegszwecke ausgegeben werden? Machen etwa die vieltelligen Summen, die für Kanonen, Gewehre, Munition und Heeresbedarf umgesezt werden, die Nation nur reicher statt ärmer?

Von jeher hat der Krieg Geldwerte in Bewegung gesetzt, die in Friedenszeiten unsahbar schienen. Aus den frühen Tagen der Geldwirtschaft haben wir keine unmittelbaren Angaben über Kriegskosten; wohl aber einen Anhalt an den Summen, die als Tribut oder Kriegsschädigung gefordert wurden. Athen besaß (und verbrauchte) zur Zeit des peloponnesischen Krieges einen Kriegsschatz von 6000 Talenten oder 32 Millionen Mark. Nach dem ersten punischen Kriege nahm Rom den Karthagern 3200 Talente ab (16 Millionen Mark). Nach dem zweiten punischen Kriege erzwangen die Steger einen Tribut von 10 000 Talenten (50 Millionen Mark), zahlbar in 50 Jahresraten. Die größte aus dem Altertum überlieferte Kriegsschädigung ist wohl die von Antiochus von Syrien den Römern gezahlte: 15 000 Talente oder 75 Millionen Mark. Zu berücksichtigen ist bei all diesen Beträgen, daß sie, entsprechend der damals weit höheren

* Entnommen aus dem neuesten Heft der „Illustrirten Geschichte des Weltkrieges 1914/15“ (Anton Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien).

Kaufkraft des Geldes, bei der Übertragung auf heutige Verhältnisse mindestens verfünffacht werden müssen.

Im Lauf des Dreißigjährigen Krieges erscheint nur einmal eine genaue bestimmbare größere Geldsumme: die 5 Millionen Reichstaler, die nach dem Westfälischen Frieden an Schweden gezahlt wurden. Die riesenhafte Steigerung der Kriegskosten beginnt etwa mit dem Siebenjährigen Kriege. Damals brachte der geldarme Preußenstaat, allerdings mit englischer Hilfe und mit Erhebung gewaltiger Kontributionen, in 6½ Jahren 140 Millionen Taler auf: jeder Kriegstag kostete 170 000 M., nach heutigem Geldwert etwa soviel wie 400 000. Die Napoleonischen Kriege verursachten Preußen einen mittelbaren und unmittelbaren Verlust von wenigstens 800 Millionen Mark. 700 Millionen Franken mußte Frankreich im Jahre 1815 als Kriegsschuldigung hergeben. Diese Summen aber verschwinden neben den von England aufgebrachteten Beträgen, das, damals ein Staat von 9 bis 10 Millionen Einwohnern, in den Jahren 1792 bis 1815 die Kriegführung gegen das revolutionäre und kaiserliche Frankreich mit 16½ Milliarden bezahlte! Der Krimkrieg kostete die Engländer 1½ Milliarden Mark, die Kriege des zweiten französischen Kaiserreiches (vor 1870) verschlangen eine Gesamtsumme von 11 Milliarden Franken. Der Krieg von 1870/71 verursachte auf deutscher Seite eine Ausgabe von 1½ Milliarden Mark, das sind etwa 6 Millionen Tageskosten. Der Burenkrieg kostete 4½ Milliarden, der mandchurische Krieg bedeutete für die Russen eine Gesamtausgabe von 5½ Milliarden. In den beiden Balkankriegen schließlich mögen alle beteiligten Staaten zusammen etwa 2 Milliarden ausgegeben haben.

Der gegenwärtige Krieg hat alle diese Ziffern ins Maßlose vergrößert. Allein bis Neujahr dürften die Kriegführenden zusammen 26 Milliarden ausgegeben haben. Gegenwärtig kostet jeder Kriegstag die Engländer annähernd 40 Millionen Mark, die Franzosen mindestens 30, die Russen wohl 45 Millionen. Das Deutsche Reich rechnete in den ersten Kriegsmonaten mit 35 Millionen Tageskosten; unterdessen wird dieser Betrag sich aber gesteigert haben. Insgesamt geben die kriegführenden Mächte jetzt mindestens 200 Millionen täglich aus. Am raschesten steigerten sich die finanziellen Anforderungen des Krieges für England: fordert doch sein Schatzkanzler für die ersten 100 Tage des neuen Etatsjahres nicht weniger als 5½ Milliarden Mark oder, einschließlich der mittelbaren Kosten und der Darlehen an die kleinen Bundesgenossen, 55 Millionen täglich. Bis zum 1. April haben die Großmächte mindestens 40 Milliarden ausgegeben, bis zum 1. August (das heißt bei einjähriger Dauer des Krieges) würden 70 Milliarden aufgebraucht sein. Etwa 5 Milliarden sind als normaler Heeresbedarf zurückzurechnen; dafür kommen aber wohl 15 Milliarden für Ersatz zerstörter Sachgüter und weitere Milliarden an Wiederherstellungskosten des Kriegsmaterials hinzu. Berechnet man, daß außerdem die beteiligten Staaten zusammen vielleicht 1000 Millionen jährlich an Renten für Hinterbliebene und Kriegsverletzte werden zu zahlen haben, so ergibt sich als finanzielle Wirkung des Krieges eine jährliche Mehrbelastung allein der europäischen Großmächte um wenigstens 5 Milliarden.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Eine gelöste Aufgabe. Der 3. Feld-Kompagnie eines Pionier-Regiments war die Aufgabe gestellt worden, die feindliche Stellung und die Stärke des Feindes auf dem gegenüberliegenden Ufer des Oserkanals festzustellen. Mit diesen Feststellungen wurden die Unteroffiziere Eichstädt und Hermann beauftragt. An einem dunklen Februarabend führen beide ohne weitere Begleitung nach dem Bataillons-Unterstand im Park M., wo die für den Patrouillengang erforderlichen Schwimmanzüge bereit lagen. Von hier nach dem ungefähr 1½ Kilometer entfernt liegenden Oserkanal mußten beide durch meist überschwemmtes Gebiet. Am diesseitigen Ufer des Kanals war schon vor einiger Zeit von beiden ein Unteroffizierposten in einem zerschossenen Gehöst untergebracht worden. Ebenso war auf dem jenseitigen Ufer, etwa 100 Meter links feithwärts, in einem von beiden durch Leuchtkugeln in Brand geschossenen Gehöst eine französische Feldwache aufgestellt. Beide hatten die Anweisung, recht vorsichtig zu sein, konnten es jedoch nicht verhindern, daß sie schon

auf dem Hintwege auf dem teils offenen Gelände gesehen wurden und dadurch oft recht heftiges Artillerief Feuer erhielten. (Die Franzosen schießen vielfach mit Artillerie auf einzelne Personen.) Nur der schlechten Munition hatten sie es zu verdanken, daß sie heil davon kamen. Am Kanal angekommen, ließen beide sich hinter einem großen Baum ins Wasser gleiten und gelangten auch glücklich an das andere Ufer, das nunmehr vorsichtig erstiegen wurde. Nun begann die Haupt-schwierigkeit, sie kletterten über einen teilweise nicht besetzten französischen Schützengraben und krochen im Bogen um das Gehöst, in welchem sich die französische Feldwache befand. Von hier aus konnten sie nun ihre weiteren Erkundungen unternehmen. Sie stellten nicht nur die Stärke des Feindes fest, sondern auch, daß die Franzosen Kielboote und ein großes Tonnenloß dort hatten, ebenso daß auch Engländer anwesend waren und daß der ganze Kanal mit feindlichen Doppelposten besetzt war. Ungelesen, immer die Handgranate wuschbereit, kehrten beide auf demselben Wege zurück, froh in dem Bewußtsein, dem Vaterland durch Patrouille einen großen Dienst erwiesen zu haben. Den beiden Pionier-Unteroffizieren wurde für die bei den sehr wichtigen Feststellungen bewiesene Tapferkeit das Eisene Kreuz erster Klasse von dem Herrn Divisionskommandeur am 14. April mit anerkennenden Worten überreicht.

Als „deutscher Spion“ verhaftet. Ein eigenartiges Erlebnis hatte ein amerikanischer Kriegsberichterstatter, der zur englischen Front in Flandern gekommen war, und der nun sein Abenteuer in der bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“ erzählt. Er war mit dem „sau-conduit“ des französischen Großen Generalstabs ausgerüstet, der für jeden Berichterstatter an der französischen Front ein Kalisman ist, der ihn aber nicht über alle Fährlichkeiten an der englischen Front hinwegweisen sollte. Nachdem er mit noch drei anderen Amerikanern einige Stunden unmittelbar hinter der englischen Feuerlinie im deutschen Granatenfeuer zugebracht hatte, suchten sie bei Tageseinde ein Unterkommen für die Nacht. Hinter einem Wald versteckt, fanden sie ein flandrisches Nest, voll von englischen Soldaten, die eben aus der Schlacht kamen. Man verteilte Stroh für die Nachtlager, keine Feuerchen brannten an allen Strahnenenden zum Aufwärmen der verspäteten Mähzeit, das Ganze bot ein lustiges und bizarres Nachtsbild. Da bemerkten sie, daß zwei englische Offiziere nicht weit von ihnen stehen und sie eigenartig beobachten. „Ihre Papiere!“ verlangt plötzlich herrisch einer dieser Offiziere; sie reichen ihm den vom Generalissimus Joffre unterzeichneten „sau-conduit“, aber der englische Hauptmann sieht ihn als eine Fälschung an und fordert sie streng auf, ihm zu folgen. Sie werden in ein Haus geführt, in dem bereits auf der Dicke, in Stroh und Decken eingehüllt, fünf bayerische Kriegsgefangene schlafen, streng bewacht von englischen Wächtposten mit Gewehr bei Fuß. „Warten Sie hier“, sagt schroff der englische Hauptmann, „man wird sich noch heute mit Ihnen beschäftigen. Vorläufig sind Sie Gefangene der englischen Armee!“ Sie werden durchsucht, ob sie Waffen tragen, und nach zwei Stunden werden sie in einen großen Raum geführt. Im Hintergrund ein langer Tisch, auf welchem Karten und Schriftstücke ausgebreitet liegen. In der Mitte darin sitzt ein Oberst, rechts und links ein Leutnant; das englische Kriegsgericht. Ihre Papiere werden geprüft, und sie werden wieder abgeführt. Nach einem zweiten Verhör scheint ihre Anschuldigung erwiesen, aber sie werden trotzdem nicht freigelassen, sondern unter schwerer Bedeckung in stockdunkler, regnerischer Nacht dem englischen Großen Generalstab zugeführt. In Laventie, dem Sitz des Feldmarschalls French, werden sie in einem großen Bauerngut vor einen Oberst gebracht, der erst über die Störung erbost ist, als er aber das Protokoll sieht, liebenswürdig wird. „Keine Angst, meine Herren“, sagt er dann. „Was wollen Sie, wir haben Krieg! Morgen werden wir weiter sehen, heute bleibt mir nichts übrig, als Ihnen dieses Nachtlager anzubieten.“ Sie finden, da alle Räume besetzt sind, nur noch Platz bei Kriegsgefangenen, neben die sie sich ins Stroh werfen. Am nächsten Morgen wird ihnen eröffnet, daß sie sich als Kriegsgefangene der englischen Macht zu betrachten hätten. Der Tag und auch der nächste Tag vergehen, ohne daß etwas in ihrer Sache geschieht. Am dritten Morgen werden sie auf ihr energisches Verlangen endlich ins englische Hauptquartier befohlen. „Was wollen Sie“, sagte General French zu ihnen, „man muß sich gedulden. . . Wir haben wahrlich andere Sachen zu tun, als uns um Kriegsgefangene

zu belümmern!" „Das ist gegen das Völkerrecht, Bericht-erstatler neutraler Staaten in Gefangenschaft zu sehen, und ich verlange die sofortige Intervention der amerikanischen Botschaft in London und Paris", erwidert der Bericht-erstatler dem Feldmarschall. Worauf dieser ihm antwortet: „Im Krieg kennen wir Engländer kein Völkerrecht mehr!" Damit werden sie verabschiedet. Am Nachmittage erlebte sie die Überraschung, daß noch fünf Kriegs-berichterstatler als englische Kriegsgefangene eingeliefert werden, ein Russe, zwei Franzosen sowie zwei Engländer, Vertreter der „Times" und der „Morningpost". Die Engländer nehmen also auch ihre eigenen und ihre verbündeten Kriegs-berichterstatler als „deutsche Spione" gefangen. . . Wie wenig die Engländer die Berichterstatler lieben, zeigt der Ausgang des Abenteurers: am nächsten Morgen bringt ihnen ein englischer Oberst folgende Botschaft: „Gentlemen, ich bringe Ihnen eine gute Nachricht, jedoch mit dem Bedauern, daß Ihre Autos von der englischen Militärbehörde mit Beschlagnahme belegt wurden. Sie werden alle nach Havre gebracht und dort in Freiheit gesetzt!"

Die schwarzen Fahnen von Nisch. Ein düsteres Bild von Nisch, der Kriegshauptstadt Serbiens, zeichnet Mario Voss: in einem Briefe an die Turiner „Stampa" Viele Namen von Städten und Dörfern in Serbien, so führt er aus, sind durch eine Waffentat berühmt geworden; Nisch wird eine traurige Berühmtheit erlangen durch eine schreckliche Schlacht, die ohne Blut, aber mit einer ungeheuren Vernichtung des Lebens und mit dem traurigsten Opfer von Tausenden seiner Söhne, ohne Heldennut und Ruhm gekämpft wird. Nisch ist die Stadt der Sorgen. Hier stirbt man nicht unter dem Donner der Kanonen und dem knatternden Gewehrfeuer im Getümmel gegenüber dem Feind, das Herz von Begeisterung überquellend; hier stirbt man in einem schmutzigen Lazarettbett, den Körper von Fiebern verzehrt, den Geist von Fieberträumen verdunkelt. Man stirbt ohne Tröstung im Schatten aus Schweigen, einem Schweigen, das nur von Zeit zu Zeit von den Seufzern eines andern mit dem Tode Ringenden unterbrochen wird. Wie viel so gestorben sind? Wie viel noch immer jeden Tag sterben? Ich weiß es nicht; aber es scheint, daß die Zahlen, die man noch nicht veröffentlichen darf, erschreckend sind. Im vorigen März soll die Sterblichkeit 70 v. S. der Erkrankten erreicht haben und die Zahl der Todesfälle auf etwa 200 in 24 Stunden gestiegen sein. Es handelt sich um eine Art Flecktyphus, aber von langsamem Verlauf. Die Krisis, die durch sehr hohes Fieber gekennzeichnet wird, tritt gewöhnlich am vierzehnten Tage der Krankheit ein, und der Kranke stirbt an Herzschwäche. Es scheint, daß Nisch, ein großes Dorf, nie sauber oder heiter gewesen ist; jetzt aber ist es infolge dieses ungewöhnlichen Zusammenstromens einer unerwarteten und veränderlichen Bevölkerung und infolge der besonderen ungeordneten Lebensbedingungen, wie durch die Schwierigkeit, unter so ungewöhnlichen Umständen für die nötige städtische Ordnung zu sorgen, in unerträglichem Maße schmutzig und überkriechend, und die Epidemie, die hier wütet, sowie die Schar der Kriegsverwundeten, die sich durch die Straßen schleppt, rufen den Eindruck einer unendlichen Traurigkeit, einer Verödung, die sich bis zum Alpdruck steigert, hervor. Eine Anordnung der Behörden verbietet, daß die Wirtschaften und die Kaffeehäuser zu anderen Stunden als zwischen 11 Uhr vormittags und 2 Uhr nachmittags und zwischen 6 Uhr bis 9 Uhr abends geöffnet bleiben. Man kann keine Rafrung zu sich nehmen und auch nichts trinken — selbst wenn es ein Glas Bier geben sollte — außer zu dieser Zeit. Den ganzen übrigen Tag bleiben nicht nur die Wirtschaften, sondern fast alle Geschäfte geschlossen, um die Anhäufung von Menschen und damit die zu leichte Verührung, die am meisten zur Ansteckung führt, zu vermeiden und um die Säuberung und Desinfektion der Räumlichkeiten zu ermöglichen. Diese Reinlichkeit ist allerdings nie allzu sichtbar; aber immer spürt man, wenn man zur Essenszeit in eine Wirtschaft geht, eine erstickende Welle von medizinischen Gerüchen; Chlor, Karbolsäure, Lysoform durchdringen die Luft mit ihren ekelerregenden Dünsten, die einem die Kehle zudrücken und die Augen zum Tränen bringen. Seht man sich dann an den Tisch, so sieht man den Nachbar, der ein Fläschchen Alkohol herauszieht, etwas davon auf die Schüssel und in das Glas gießt und ihn anzuhaut, um durch das Feuer zu desinfizieren; über die Flamme werden reich Gabel und Messer gehalten, und das Brot wird darüber

geröstet. Der Anblick und die Ausführung dieser Vorichts-maßregeln ist wahrlich nicht geeignet, den Appetit anzureizen. Draußen auf den Straßen sieht man unter einem ständig bleigrauen Himmel, unter Steinen und schwarzlichem Morast, längs der Häuserreihen, die mit ihren vergitterten Fenstern einen verzweifeltsten Todeskampf zu bergen scheinen, manchen Krüppel, dem eine Kanonenkugel das Bein fortgenommen hat, müde dahinschleichen; der Soldat, dem der Brand als Folge einer Wunde den Arm verkürzt hat, geht langsam, mit unbeweglichen traurigen Augen dahin, und hinter ihm kommt ein anderer Verwundeter, dessen Kopf von weißen Linden umhüllt ist, dann eine Frau in Trauer, dann wieder zwei Kinder in Trauer, und wieder ein Krüppel. Ist dies noch eine Stadt, oder ist es ein ungeheurer schrecklicher Zufluchtsort von Invaliden, von Wittwen, Waisen und der Seuche Verfallenen? Es ist das andere Gesicht des Krieges, nicht das erste des Schlachtfeldes mit den Panzern, der heldenhaften Aufopferung und dem Ruhm des Sieges, sondern die in ein Lazarett verwandelte Stadt, mit dem Zug der Verstümmelten, den schwarzen Schleiern der Wittwen, mit Hunger und Elend, mit der Trostlosigkeit, die keine Tränen mehr findet! Im „Lazarett am Schädelort" waren die Betten — elende Lagerstätten ohne Wäsche und Kissen — zuerst mit je zwei Kranken belegt; dann wurden immer zwei und zwei zusammengestellt, damit man in zwei Betten fünf Kranke legen konnte. Und es kam vor, wenn einer der fünf starb, daß er zwischen den anderen herborgezogen und unter das Bett gelegt wurde, bis er zum Begräbnis abgeholt werden konnte. Sein Platz, der von seinem Todeskampf noch warm war, wurde sofort von einem der Kranken eingenommen, die auf Aufnahme in das Lazarett warteten. Wie viel tote? Wer zählt die schwarzen Fahnen, die längs der Straßen an den Fenstern der Häuser als düsteres Zeichen eines Todesfalles hängen? Ich sehe aus dem Fenster meines Gasthauses: eine schwarze Fahne weht im Abendwind aus dem Fenster zu meiner Rechten, eine andere schwarze Fahne ist in dem dritten Fenster zu meiner Linken. Und so geht es fort, zu beiden Seiten der Straßen in jedem vierten oder fünften Fenster in endloser Reihe schwarze Fahnen, die einen groß wie Bettücher, andere kurz wie Standarten, die einen ganz entfaltet, andere um die Stange gewickelt. Es ist die schreckliche Weise des Todes, der so seine Fahnen aufzieht, in der Kriegshauptstadt, in der Hauptstadt der Vernichtung!

Das „Allerneueste" im afrikanischen Urwald. „Zentral-Afrika hat jetzt viel von seinem früheren Zauber verloren. Die Einsamkeit der undurchdringlichen Urwälder ist entweiht durch den Depeschboten, der einem selbst zu der versteckten Wohnung des Leoparden und dem Lager des Löwen folgt. Es würde mich gar nicht sehr überraschen, wenn ich gerade, während ich einen Elefanten schieße, eine Stimme aus den Wolken hörte, die ausruft: „Neueste Nachrichten von der Front! Extrausgabe!" Diesen Stoßfänger liest man in dem Briefe eines englischen Forschungsreisenden und Elefantenjägers, der aus Bangui in Französisch-Kolonien-Afrika schreibt und eine interessante Schilderung der Art gibt, wie sich die Kriegsnachrichten im Herzen des dunklen Erdteiles schnell verbreiten: „Danke der „Drahtlosen" erhalten wir im Herzen Afrikas, über 6000 englische Meilen von Europa entfernt, tägliche Berichte über den Fortschritt der Schlachten, die jetzt in Europa wüten, und wir haben sie wenige Stunden nach den Ereignissen. Für die geringe Summe von 5 Franken den Monat werden die drahtlosen Telegramme des Habas-Bureaus eine halbe Stunde nach ihrem Eingang an die Abonnenten verteilt. Nur die, die im Innern leben, müssen erst Boten nach Bangui senden, um die Nachrichten zu erhalten. Es sind zwei telegraphische Strecken, die eine via Nordafrika und die andere via Darar an der Westküste. So erhalten wir, selbst wenn die Elefanten und Giraffen die Drahte um ihre Nacken wickeln oder die eisernen Masten umstoßen sollten, indem sie sich auch daran reiben, oder auch wenn ein Sturm diese „Drahtlosen" zerstört, immer noch die Kriegsnachrichten auf dem andern Wege. Freilich kommt es bisweilen auch vor, daß sich Natur und Schöpfung verschwören, um beide Wege gleichzeitig zu unterbrechen. Aber wir haben eine (bewaffnete) Schar von intelligenten Eingeborenen und europäischen Telegraphisten längs des ganzen Weges der Stationen, und diese arbeiten im Falle von Störungen Tag und Nacht, um die Verbindungen wiederherzustellen."